

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 7

Artikel: Ein Blatt aus der Knabenzeit
Autor: Schmid, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634490>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 7 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 17. Februar 1923

Ein Blatt aus der Knabenzeit.

Von Dranmor (Serd. Schmid).

Ich möchte schlafen gehn
Dort auf den grünen Matten;
Dort, wo die Tannen stehn,
Möcht ich in ihrem Schatten,
Befreit von Herzensqual
Zum letztenmal
Die blauen Wolken sehn
Und ewig schlafen gehn.

O lang ersehnte Luft,
Die Menschen zu vergessen
Und diese heiße Brust
In feuchten Tau zu pressen!
Kein Laut im weiten Raum —
Ein letzter Traum —
Und alles ist geschehn.
So möcht' ich schlafen gehn.

Ich habe lang gewacht,
Von süßer Hoffnung trunken,
Nun ist in Todesnacht
Der Liebe Stern versunken.
Sahr wohl, o Himmelslicht!
Ich klage nicht —
Doch wo die Tannen stehn,
Da möcht' ich schlafen gehn.

Eine Seele.

Roman von Ruth Waldstetter.

7

Charlotte streckte abwehrend die Hände von sich. „Ach, sagen Sie nichts davon! Ich vergehe ja vor Lust, wegzukommen!“

„Nehmen Sie es also bildlich, wenn Sie wollen, und den Verhältnissen angepaßt. Mein Anerbieten bleibt natürlich bestehen.“

Charlotte wollte einen Dank sagen; aber Faber fuhr rasch fort: „Etwas müssen wir vor allem wissen: wenn Sie hier studieren würden, so wäre das wohl nur ein sehr teilweiser Fortschritt für Sie?“

Charlotte zuckte mit einer müden Bewegung die Schultern.

„Also auf alle Fälle: fort. Und wie, glauben Sie, könnte ich Ihnen behilflich sein oder worüber Ihnen etwa Auskünfte erteilen?“

Seine Bereitwilligkeit und Frische schien sie in eine freudige Bewegung zu versetzen, und sie mußte sich offenbar anstrengen, um eine klare, sachliche Antwort zu finden. „Ich müßte eigentlich sagen: über alles,“ antwortete sie nach kurzem Besinnen. „Ich bin so unberatener, unzulänglich in jeder Frage über geistige Dinge, weil ich mich immer nur mit Büchern und mit mir selber unterhalten habe. Junge Männer leben unter Altersgenossen mit ähnlichen Zielen und verkehren freundschaftlich mit Lehrern oder Professoren; ich bin immer allein gewesen; ich konnte mit niemandem reden, und niemand hat mir widersprochen oder

mich beraten; meine beiden Maturitätslehrer waren nichts weiter als Schulmeister; Gerold und mein Schwager sind mein bester Umgang gewesen. Ich komme mir wirklich vor wie — ach, es ist ein abgedroschenes Gleichnis —“

„Wie was?“ fragte er ernsthaft.

„Wie ein leeres, offenes Gefäß, so sagt man wohl. — Nun, zuerst müßte ich mich über das Studium erkundigen, dann über Lektüre für dieses Halbjahr, etwas Fach und viel Anderes, und dann — aber dies ist eine zu große Bitte — wenn Sie Mama kennen lernen und sie ein wenig vorbereiten könnten, daß ihr die Sache weniger ungeheuerlich erschiene?“

In diesem Augenblick klingelte es draußen, und Charlotte rief lachend: „Wie im Sprichwort! Es ist gewiß Mama. Sie nimmt nie einen Hausschlüssel mit.“

„Können wir vielleicht ein andermal weiter beraten?“ fragte er. „Sie werden jedenfalls nicht zu mir hinauskommen wollen? Meine freien Stunden sind leider immer nur so eingestreut.“

„Aber warum sollte ich das nicht? Ich bin Ihnen ja so dankbar! Es scheint mir jetzt schon alles anders und so hoffnungsvoll!“ rief sie treuherzig und sah Faber mit einem warmen und glücklichen Blicke an.

„Es muß sich nun alles erst machen,“ sagte er zurückhaltend. Sie bemerkte, daß in seinen Augen eine Verän-